

Während Namen wie Emma Goldman, Gustav Landauer, Ernst Toller, Rudolf Rocker und Erich Mühsam für die anarchistische Bewegung Anfang des 20. Jahrhunderts bekannt sind, ist Fritz Oerter noch immer unentdeckt. Der fränkische Anarcho-Syndikalist stand mit den genannten Zeitgenoss:innen im Austausch, ist für das Vertreten seiner Ansichten im Gefängnis gewesen, wurde von Nationalsozialisten gefoltert und ist infolgedessen 1935 in Fürth gestorben.

Trotz der vielen Widrigkeiten ordnet er in diesen hinterlassenen Lebenserinnerungen die verschiedenen Abschnitte seines Lebens ruhig aneinander und schreibt liebevoll über seine Freund:innen (etwa die oben genannten), seine lithographische Ausbildung und die Beziehung zu seiner Partnerin Nanni – wie er es auch über herrschaftslosen Sozialismus tut. Das literarisch anspruchsvolle historische Dokument verschafft einen Einblick sowohl in seine Lebensrealität als auch in eine wenig bekannte deutsche Geschichte.

Der Herausgeber Leonhard F. Seidl knüpft an das Ende von Oerters Aufzeichnungen an und beschreibt – unter Rückgriff auf zahlreiche Briefe und die Tagebücher Oerters – dessen weiteres Leben in den 1920er- und 1930er-Jahren.

Fritz Oerter, geboren 1869 in Straubing, gestorben 1935 in Fürth, war Lithograph, Schriftsteller und Buchhändler. Zunächst Sozialdemokrat, begeisterte er sich bereits mit Anfang 20 für den gewaltfreien Anarchismus. Er war Zeit seines Lebens politisch aktiv und beteiligte sich etwa an der vier Tage währenden Fürther Räterepublik nach dem Ersten Weltkrieg. Danach eröffnete er eine Leihbücherei, leitete die Redaktion von »Der Syndikalist« und war laut Rudolf Rocker einer »der begabtesten Schriftsteller der anarchistischen Bewegung«.

*Leonhard F. Seidl*, geboren 1976 in München, ist Schriftsteller, Journalist und Dozent für Kreatives Schreiben. Er ist Vorsitzender des Schriftsteller:innen-Verbandes Mittelfranken und Mitglied im PEN. Zuletzt erschien sein Kriminalroman »Vom Untergang«, in dem Fritz Oerter eine Rolle spielt.

**FRITZ OERTER**

# LEBENS LINIEN

Herausgegeben und  
mit einem Nachwort  
von Leonhard F. Seidl

VERBRECHER VERLAG

Die Publikation dieses Buches wurde  
gefördert vom Altstadtverein St. Michael  
Bürgervereinigung Fürth e. V.



Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2022  
[www.verbrecherei.de](http://www.verbrecherei.de)  
© Verbrecher Verlag 2022

Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck  
Satz: Christian Walter

ISBN 978-3-95732-525-9

Printed in Germany

Der Verlag dankt Lena Beyer, Lisa M. Müller  
und Alexandra Hummel.

### *Inhalt*

7	Personalblatt Polizei
11	Lebenslinien
149	Nachwort
227	Editorische Notiz
229	Danksagung des Herausgebers

# Personalblatt Polizei

12. Juni 1912

## I. Personalien

Familienname: Oerter

Vorname: Johann Friedrich

Geburtsort: Straubing (unmittelbare Stadt in Bayern)

Geburtsdatum: 19. Februar 1869

Familienstand: verheiratet, lebt mit Frau zusammen

Beruf: Lithograph

Religion: dissident

Name der Eltern: Friedrich und Franziska Oerter, letzt. geb. Hofmann, pens. Feldwebelseheleute, beide verstorben

Heimatsort: Obereisenheim, B. A. Gerolzhofen, Bayern

Militärverhältnisse: Landsturm

Letzter Aufenthalt in Deutschland: Fürth (unmittelbare Stadt in Bayern) d. h. derzeitiger Aufenthalt Untere Fischerstraße 9

## II. Signalement

1. Grösse: ca. 1,70 m

2. Gestalt: breitschulterig

3. Haare: ziemlich grau (dichter Schopf im Genick)

4. Bart: ziemlich grau

5. Augenbrauen: ziemlich grau

6. Gesichtsbildung: volles Gesicht (jedoch welk u. hat viele Falten)

7. Gesichtsfarbe: blaß (Zimmerfarbe)

8. Augen: grau

9. Stirn: nieder

10. Nase: gewöhnlich, etwas stumpf

11. Mund: gewöhnlich

12. Zähne: schlecht

13. Kinn: voll

14. Sprache: deutsch

15. Besondere Kennzeichen: hat schweren, sogen. Entengang

Kleidung: meist dunkel, hie und da dunkle Crawatte (sog. Flugbinde), großer, weicher, schwarzer Filzhut mit großer Krempe (Künstlerhut)

## I. Straubing

Kopf voran wie alle Kinder, die einmal geboren werden wollen, stürzte auch ich mich am 19. Februar 1869 in die Welt. Ob diese meine erste Tat gut oder übel war, will ich nicht entscheiden, jedenfalls aber kann ich mich damit entschuldigen, daß ich es unbewußt tat. Die Donaukaserne in Straubing war die Stätte, wo ich geboren ward. Mein Vater, Oberjäger (Feldwebel) beim 8. Jägerbataillon, stammte aus Unterfranken, meine Mutter aus dem Bayerischen Wald. Ersterer war protestantisch, letztere katholisch. Da die Mutter darauf bestanden hatte, katholisch getraut zu werden, mußten auch ihre Kinder katholisch getauft werden. Zweieinhalb Jahre vorher hatte meine Mutter schon einer Tochter das Leben gegeben, die mein Vater bei seiner Vermählung im Herbst 1868 legitimierte. Ob sie auch vom Vater aus meine Schwester war, habe ich nie in Erfahrung bringen können, ist auch gleichgültig. Mein Vater war das uneheliche Kind einer armen Bauernmagd, kannte seinen Erzeuger nicht und verlor auch seine Mutter sehr früh. Fremde Leute im Dorf hatten sich seiner angenommen und ihn früh zu einem Schuster in die Lehre gegeben. Nach dem damaligen Brauch war er dann als junger Gesell auf die Wanderschaft gegangen, hatte in dieser und jener Stadt gearbeitet und sich schließlich ins Militär einziehen lassen. Er wurde Berufssoldat, ein Einsteher, wie man jene Leute nannte, die nach Ablauf ihrer langen Dienstzeit für andere, von denen sie dafür entschädigt wurden, weiterdienten. Da war er in die kleine Garnisonsstadt Straubing gekommen, wo er die Köchin Franziska Hofmann, seine spätere Frau, d. h. meine Mutter, kennenlernte.

Den Erzählungen meiner Eltern nach, soll ich ihnen in den ersten Monaten und Jahren meines Daseins viele Sorgen bereitet haben; ich war häufig schwer krank und schien noch keineswegs entschlossen zu sein, am Leben zu bleiben und mich durchzusetzen. Schließlich aber siegte doch mein Lebenswille. Einundeinhalb Jahre nach meiner

Geburt brach der Krieg aus. Mein Vater mußte natürlich mit ins Feld. Aber in einem Vorort von Sedan wurde ihm der rechte Arm zerschossen und so kehrte er schon nach wenigen Wochen schwerverwundet zurück. Gerade um diese Zeit, d. h. im Dezember 1870, wurde mein Bruder Sepp geboren.

Es hätte nicht viel gefehlt und sie hätten meinem Vater den Arm abgenommen, aber schließlich hielt man einen Gipsverband für genügend. Der Arm wurde zwar gerettet, aber er bildete von nun an einen rechten Winkel und konnte nicht mehr ausgestreckt werden. Die Folge dieser Verwundung war, daß der Vater den »Rock des Königs« ausziehen und sich eine Zivilanstellung suchen mußte. So wurde er zunächst Wegebauaufseher und war in dieser Eigenschaft häufig unterwegs.

Als ich zur Welt kam, befand sich meine Mutter schon in den Dreißigern, doch sie muß in jener Zeit immer noch stattlich und schmuck gewesen sein. Ihre Eltern haben ärmlich und bescheiden in einem kleinen Dorf mitten im Bayerischen Wald gehaust, allwo die katholische Geistlichkeit noch heute ein ziemlich unbeschränktes Regiment führt. Wie ihre übrigen fünf Geschwister – meine Mutter war das jüngste Kind – mußte auch sie, kaum erwachsen, in die Stadt, um einen Dienst aufzunehmen. Sie hatte Glück, fand Gelegenheit, das Kochen gründlich zu erlernen und war dann in verschiedenen Herrschaftshäusern, Gast- und Weinwirtschaften als Köchin tätig, wo es ihr gelang, einige hundert Gulden zurückzulegen. So sehr sich auch die Kirche von jeher bemüht hat, die natürliche Freude der Menschen am anderen Geschlecht zu unterdrücken, es ist ihr nicht gelungen. Unter der scheinheiligen Oberfläche züngeln die Flammen sinnlicher Leidenschaft nur umso lebendiger empor. Ja, es stimmt, daß das Liebesleben in katholischen Gegenden ungenierter zu sein pflegt als dort, wo nüchtern und weniger bunt der Protestantismus herrscht. Mit vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen teilte Franziska die Vorliebe für das zweifarbige Tuch und so war ihre Wahl auf den Feldwebel Vater gefallen, obwohl dieser bedeutend jünger war wie sie und obendrein noch protestan-

tisch. Aber er hatte einen blonden Schnurrbart, galt als ein guter Kamerad und schneidiger Kerl und besaß überdies die höchste Charge, auf die sie, wennschon es einer vom Militär sein mußte, Anspruch erheben konnte, und so hatten sie sich geheiratet.

Wir beiden Brüder hatten ein und denselben Taufpaten: den ehrsam kleinen Rentner Josef Friedrich Loichinger, der die älteste Schwester unserer Mutter zur Frau hatte. Daher wurde ich Fritz und mein Bruder Sepp (d. i.: Joseph) gerufen. Die Ehe der Loichingers war kinderlos. Das hatte seinen guten Grund, denn die beiden waren eine sogenannte Josephsehe eingegangen und hatten ein Gelübde getan, das sie offenbar auch hielten, sich nie geschlechtlich miteinander einzulassen. Ja, das gibt's! Der Dodi (Pate) war ein guter, aber sehr beschränkter Mensch, während sein Weib, die Dödi, die in ihrer Jugend ein wenig leichtlebig gewesen war, sich durch geistliche Mahnungen hatte erschrecken und bestimmen lassen, gleichsam zur Buße, eine solche kuriose Ehe einzugehen.

Der kleine Sepp zeigte vom ersten Augenblick an, da er erschienen war, ein ganz anderes und lebhafteres Wesen wie ich. Mit seinem hellblonden, natürlich gekräuselten Haar, seinen hellen, blauen Augen und seinem gesunden, heiteren Temperament hatte er alle Anlagen, der Liebling von allen zu werden. Ich hingegen war von Anfang an schwerfälliger und unbeholfener. Woher dieser Unterschied? Vielleicht war er von der Mutter mit Freuden empfangen, während ich vielleicht nur in sogenannter Pflichterfüllung gezeugt worden war.

Wenn ich mich an die frühen Tage meiner Kindheit erinnere, dann erscheinen vor meinen Augen Reihen bildhafter Eindrücke, bei denen ich kaum mehr zu unterscheiden vermag zwischen Eindrücken, die einem eigenen Erlebnis entsprungen sind, und solchen, die ich erst durch die Erzählungen der Großen gewann. Aber ziemlich deutlich sehe ich doch noch das kleine Bauernhaus vor mir, in welchem, neben dem Besitzer als einziger Mieterpartei, die Familie Oerter wohnte. Der Bauer – es gab damals auch noch Bauern in der Straubinger Stadt – hatte zwei Kühe im Stall stehen; die »Bläß« und die »Scheck«. Erstere galt

als brav, aber die Scheck hatte ihre Macken. Ich war glücklich, wenn ich, das Ende eines langen Bastseiles in der Hand, hin und wieder die brave Bläß aus dem Stall ziehen durfte.

Vor dem Haus war ein kleines Gärtchen, an dem die staubige Landstraße vorbeiführte. Jenseits derselben, auf dem freien Platz vor dem stattlichen Wirtshaus, wurde häufig Jahrmarkt abgehalten, der mich und meine Geschwister sehr lebhaft interessierte. Auf einer Waschbank hinter dem Gartenzaun stehend, konnten wir bequem zusehen. Einmal geschah etwas Schreckliches: In eine Staubwolke gehüllt raste ein dunkles Etwas daher, so daß wir gerade noch rechtzeitig im Vorgärtchen verschwinden konnten. Es war kein Wagen und auch kein Reiter. Es war ein störrischer Ochse, der eine junge Magd hinter sich her schleifte, die sich ins Leitseil verstrickt hatte. Wir Kinder hatten vor Angst gebrüllt und hörten tags darauf voll Grauen, daß die Unglückliche an den erlittenen Verletzungen gestorben war. Gemildert jedoch wurde der Schreck, als uns Mutter erzählte, daß es ein kleiner Bube gewesen sei – nicht viel größer wie wir –, der die wilde Bestie aufgehalten hatte. Sofort versetzten wir uns in die Lage des kleinen Helden, maßten die ältere Schwester verächtlichen Blicks und jeder von uns fühlte sich von nun an stark genug, gegebenenfalls auch einen Ochsen aufzuhalten.

Als die Eltern noch in der Kaserne waren, hatten sie einen Hund beseßen, der sehr wachsam und anhänglich war, den sie jedoch umständehalber verkaufen mußten. So oft nun der neue Herr mit dem Hund bei uns vorüber kam, fühlte der drollige, schwarze Spitz das Bedürfnis, schnell seiner alten Herrschaft einen Besuch abzustatten und mit den Großen und Kleinen der Familie eilige Liebkosungen auszutauschen. Das war jedes Mal ein großer Jubel bei uns Kindern. Hatte der brave Spitz seine Pflicht erfüllt, dann sprang er mit lustigem Gebell seinem Herrn nach.

Im Sommer führte uns die Schwester häufig hinaus vor die Stadt, wo auf einem Anger Balken lagerten. Da setzten wir uns drauf, spielten und warteten auf den Vater, wenn wir ihn endlich kommen sahen und

wenn er zur Begrüßung – noch weit entfernt – einen blinden Revolver-schuß abfeuerte. Die Waffe und das Schießen imponierten uns mächtig.

Recht gerne besuchten wir Buben auch die Paten, den »Dodi« und die »Dödi«, wie man dort herkömmlicherweise die Taufpaten nannte. Die gute, fromme Tante versorgte uns nicht nur mit guten Ratschlägen, womit wir allerdings in jenem Alter noch nicht viel anzufangen wußten, sondern auch mit Backwerk, Dampfnudeln, Kaffee, Fingernudeln und ähnlichen Leckerbißen. Sie rückte gewöhnlich gleich mit der Pfanne an und freute sich, wenn wir tapfer einhieben. Hin und wieder hatte sich ein schwarzer Russenkäfer – von dieser Sorte wimmelte es in jenem Hause – in die Bratpfanne verirrt. Das gab eine lustige Jagd, aber unser Appetit ward dadurch nicht beeinträchtigt.

Auch an machen Familienausflug erinnere ich mich noch dunkel, aber besonders prägten sich die Gelegenheiten ein, bei denen ich Prügel bekam. Mutter hatte eine sehr lockere Hand. Der Vater schlug seltener zu, aber wenschon er zuschlug, dann geschah's derb. Es ist sonderbar, daß wir für ärgerliche und widrige Vorkommnisse meistens ein besseres Gedächtnis besitzen als für freudige.

Im Übrigen kann ich mich heute all dieser Dinge nur noch verschwommen entsinnen. Es sind Bilder, die ineinanderfließen. Diese Dämmerjahre, wo der Geist langsam wach wird, manchmal verwundert, manchmal freudig überrascht, häufig aber auch ein wenig erschreckt die Augen öffnet und sich allmählich seiner selbst bewußt wird, das sind doch eigentlich die Glücklichsten.

Gelassen wälzte damals, wie sie es heute noch tut, die Donau ihre Wellen zu Tal und neue Wellen drängten unaufhörlich nach. Bald sollte ich einen anderen großen Strom rauschen hören.